

Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Django Bates' Belovèd: The Study of Touch; Django Bates (p), Petter Eldh (b), Peter Bruun (dr); ECM/Universal

Nein, in Schubladen stecken lässt er sich nicht. Als müsse dies noch mal klargestellt werden, erschienen jetzt binnen drei Monaten drei Alben von und mit Django Bates; jede zeigt den Briten von einer anderen Seite: als Arrangeur beim „Sgt. Pepper“-Tribut mit der hr-Bigband, als kongenialen Pianisten auf Anouar Brahems „Blue Maquams“ und nun als Leader eines Klaviertrios. Mit dem er auch wieder bei dem Label ankommt, wo er vor gut 30 Jahren mit dem Quartett First House zwei LPs einspielte. Damals auch Mitbegründer des britischen Kultorchesters Loose Tubes, leitete er stets wechselnde Gruppen und Projekte, in denen er quer durch die Stile surfte, collagierte, dekonstruierte, das Format Piano-Trio jedoch interessierte ihn nicht: Davon gäb's eh mehr als genug.

Bis er in Kopenhagen auf Bassist Petter Eldh und Drummer Peter Bruun traf – und seine Meinung änderte. Man spielte zusammen, immer öfter, ein Auftrag zum Tribut an Charlie Parker gab den Anstoß, sich als Trio zu formieren. Vom Projekttitel „Belovèd Bird“ blieb bald nur noch der Trioname „Belovèd“. Nach zwei CDs, die um Parkers Repertoire kreisten, geht es nun um Kompositionen von Bates. An „Bird“ erinnert nur das kaum bekannte „Passport“.

Zwei miteinander korrespondierende Miniaturen rahmen das Album ein, im Zentrum steht wie ein Motto: „We Are Not Lost, We Are Simply Finding Our Way“. Und in der Tat scheint Bates neue Wege zu suchen, frischen Zugang zum Trioformat und zu seinen eigenen Stücken, von denen ein halbes Dutzend schon lange zum Repertoire seiner Band(s) gehört. In „We Are Not Lost ...“ oder dem fast zehnminütigen Titelstück nimmt das Trio immer neuen Anlauf, setzt Brüche, Zäsuren, Stimmungswechsel, die bei wiederholtem Hören spannend bleiben. Wie selbstverständlich wissen Eldh und Bruun ihren Raum zu füllen und einfallsreich zu nutzen. Eine feine neue Farbe im Triokatolog von ECM.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Blanco Y Negro: Timbero; (sax), Karl-Martin Almqvist (sax), Abel Marcel (p), Jasser Morejón (b), Jonas Johansen (dr), Eliel Lazo (perc, voc); Stunt Records

Unter dem Bandnamen Blanco Y Negro – Schwarz und Weiß – vereinten sich drei kubanische und zwei skandinavische Musiker zu einem auf Latin-Jazz spezialisierten Quintett. Daran lässt schon der Titel „Something Personal“ des Bassisten der Gruppe Yasser Morejón, mit dem die Platte „Timbero“ die heiße Aufnahme-Session beginnt, keinen Zweifel aufkommen. Sein geschmeidiges, mit packenden Motiven angereichertes Solo unterstreicht, dass er den Unterricht bei der dänischen Basslegende N.H. Ørsted Pedersen gut für sich zu nutzen wusste. Die Übereinstimmung mit den rhythmischen Figuren des Perkussionisten Eliel Lazo und denen des einen lässigen Drive schaffenden Drummers Jonas Johansen sind perfekt.

Der Pianist Abel Marcel bereichert mit überraschend eingesetzten rhythmischen und melodischen Klangabstufungen das Geschehen. In seiner Improvisation schwingt das Wissen um die Traditionslinie des Afro-Cuban Jazz ebenso mit wie die spannenden Exkursionen zeitgenössischer Pianisten. In dem Stück wirkte Karl-Martin Almqvist nur im Thema mit. Die Stärke des schwedischen Saxofonisten, dessen Sound von Stan Getz' Cool-Jazz-Interpretationen inspiriert ist, kommt nicht so sehr in den zügigeren Stücken, sondern besser in seinem Original „La Aldea Del Norte“ wie auch in Abel Marcells „Nostalgia De Un Sueño“ zur Geltung. Offenbar gehören leidenschaftlich interpretierte Balladen zu seinen Favoriten. In „Timbero“ wird der zum Thema gehörende Vokalpart von dem Saxofonisten aufgegriffen. Nach dessen Reprise kriert Abel Marcel Motivketten von choreografischer Eleganz, die durch die Beiträge des Drummers und des Perkussionisten noch an Dynamik gewinnen. Mit dem romantisch-besinnlichen „Nostalgia De Otro Sueño“, das von dem Pianisten solo gespielt wird, klingt deren durchweg stimmige Session aus, dessen Feuer sich auch die beiden Musiker aus dem hohen Norden nicht entziehen können.

Gerd Filzgen



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sinne Eeg, Dreams: Sinne Eeg (voc), Jacob Christoffersen (p), Larry Koonse (g), Scott Colley (b), Joey Baron (dr) u. a.; Stunt/New Arts

In Dänemark gehört Sinne Eeg zu den Besten. Viermal seit 2007 nahm sie den Danish Music Award für das „Best Jazz Vocal Album of the Year“ mit nach Hause; ausländische Preise kamen hinzu, etwa der französische Prix du Jazz, und hört man ihr neues Album, findet man alle durch so viel Lorbeeren geweckten Erwartungen erfüllt. Sinne Eeg verfügt über einen respektablen Tonumfang, klingt bis in die hohen Lagen ansprechend, phrasiert mit perfektem Sinn für „time“ und swingt so entspannt, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt. Dass sie die Tradition liebt, ohne einschlägige Vorbilder zu kopieren, zeigt sie mit jedem Griff ins American Songbook, überzeugt aber auch mit eigenen Stücken. In den USA hat sie eine jahrelange „coast to coast“-Ochsentour durch die Clubs hinter sich, und so macht es sich nicht nur gut auf dem Cover, sondern leuchtet völlig ein, wenn sie für „Dreams“ – außer mit Landsmann Jacob Christoffersen – mit einem amerikanischen Dreamteam ins Studio ging.

Scott Colleys knochentrockener Kontrabass und Joey Barons lakonische Beats auf die Felle sorgen denn auch für den ersten prägenden Eindruck. Im Opener „The Bitter End“ geben sie einen funky Groove vor, ehe noch Sinnes Stimme und – mit asketisch platzierten Akkorden – das Klavier überhaupt einsteigen. Auf Anhieb besticht die sparsame Instrumentierung; die Harmonieinstrumente Klavier und Gitarre kommen einander nie in die Quere. Im anschließenden Jazz-Waltz ein erstes Scat-Solo; das Titelstück, mit textfreiem Silbengesang und unisono geführter Gitarre, kommt wenig später fast wie ein Instrumental rüber. Umso berührender „Aleppo“, gerade wegen des Textes. Und was die Dänin aus dem American Songbook rausholt, zeigt sie etwa in Cole Porters „What Is This Thing Called Love“, wo sie über eine weite Strecke nur mit Stimme und Schlagzeug auskommt. Schlicht, einfach, gut.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mark Guiliana Jazz Quartet: Jersey; Jason Rigby (ts), Fabian Almazan (p), Chris Morrissey (b), Mark Guiliana (dr); Motéma/Rough Trade

Mit Brad Mehldau zählte Mark Guiliana als „Mehliana“ auf seinem Debütalbum 2014 den Drachen noch rein elektronisch. Was selbst David Bowie so faszinierte, dass er den vielseitigen Drummer in seine Band aufnahm und mit ihm sein letztes Album „Blackstar“ einspielte. Zehn Monate später, im Oktober 2016, erschien dann in gleicher Besetzung die dem androgynen Rocksänger gewidmete Scheibe „Beyond Now“ des Saxofonisten Donny McCaslin.

Obwohl der 37-Jährige für sein Interesse an elektronischer Sound-Ästhetik bekannt ist, verfügt er über einen ausgeprägten Jazz-Hintergrund: „Meine Vorbilder waren immer Tony Williams, Elvin Jones, Roy Haynes, Art Blakey, Jack DeJohnette und Max Roach.“ Denen er nun nach „Family First“ (2015) auch auf seinem zweiten reinrassigen Jazzalbum „Jersey“ mit dezentem Noblesse seine Reverenz erweist. Zwar zeigen die ersten Takte beim Opener „Inter-Are“ mit mächtigem Gewirbel auf BeBop-mäßig hochgestimmtem, klassischen Gretsch-Set unmissverständlich, wer hier der Chef ist, doch danach beschränkt sich Guiliana auf die Rolle des Primus inter Pares. Wobei zuerst sein kubanischer Pianist Fabian Almazan auffällt, der mit abgedämpften Saiten dem Donnergröllen delikate Akzente folgen lässt. Dazu pulst Chris Morrissey markante Basslines, die in schöner Geschmeidigkeit auch solistisch bei den neun Tracks für spitze Ohren sorgen. Während der für seine expressionistischen Höhenflüge gerühmte Tenorsaxofonist Jason Rigby bei „Jersey“ seinen ersten großen Moment hat, dessen anrührend schöne, delikate gezeichnete Melodie er mit duftigem, recht hoch geblasenen Horn singt und swingen lässt.

So eilen die vier Musiker im Laufe von 47 Minuten von einem Höhepunkt zum nächsten, wobei sie mal in offenen Strukturen schwelgen, mal in High-Speed-Exzessen Duftmarken setzen.

Sven Thielmann



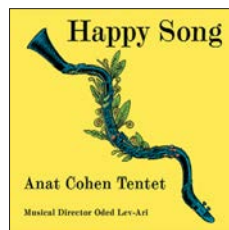
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Trio Zephyr: Travelling; Delphine Chomel (viol), Marion Diaques (viola), Claire Menguy (cello); La Buissonne

Zuflucht suchen vor den Zumutungen des geräuschvollen Alltags und den Hässlichkeiten des Lärms? Mit „Travelling“, der dritten Platte des französischen Trio Zephyr, gegründet 2002 von drei Gesinnungsgenossinnen mit klassischer Vergangenheit und der Liebe zum Orient, könnte es gelingen. Obgleich von etwas derber Einfachheit, ist es doch mehr als eine „sentimental journey“, eher wie eine lange Kamerafahrt durch entvölkerte Gegenden in Schwarz-Weiß, in denen die Platte entstand und die in den 1960er-Jahren Fotografen aus aller Welt in die östliche Provence lockten.

Rau und düster funkeln ihre Klänge, wie auf dem großen Foto von Clément Puig im Innencover mit in der Ferne leuchtendem Horizont. Vermutlich sind für die drei nur mal getippt „Yesterday“ von The Beatles, „Koyaanisqatsi“, Folk aus der Auvergne und das Kronos Quartet, vielleicht auch noch Bartók wichtiger als Beethoven oder Webern. Ihre Stücke schrieben Delphine, Marion und Claire sich alle selbst und mit einer deutlichen Vorliebe für Moll-Intervalle in tieferen Lagen. Nur mit den beiden Songs des neuen Albums wirkt das Trio etwas deplatziert, während ihr Chorgesang in „Oumano“ einleuchtet wie alles, was Tonmeister Gérard de Haro hier wieder für sein Haus-Label eingefangen hat. Da bilden zwölf Saiten auch mal ein kleines Orchester. Einen gewissen Kultstatus genießt Gastsänger Piers Faccini, der sich (durch exzessives Nick Drake hören?) etwas zu larmoyant gibt. Im Grunde braucht das Trio Zéphyr diese Vokaleinlagen nicht – ihre Stärken liegen im Instrumentalen und resolut Atmosphärischen, ihrem rauen Charme. Gegen Ende, in „Jardin sous la lune“, tanzen die drei Streicherinnen ausgelassen im Mondlicht.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

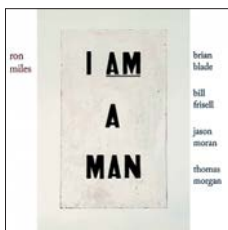
Anat Cohen Tentet: Happy Song; Anat Cohen (cl), Rubin Kodhell (cello), Nadje Noordhuis (tp), Nick Finzer (tb), James Shipp (vb), Oded Lev-Ari (dir) u. a.; Anzic Records/GoodToGo

Die in Tel Aviv in eine Musikerfamilie hineingeborene Anat Cohen hat wie ihr Bruder, der Trompeter Avishai Cohen, in New York ihren Wohnsitz und Tätigkeitsbereich. In der letzten Zeit lässt sie ihre diversen Saxofone offenbar lieber in ihren Schutzhüllen. Stattdessen setzt die charmante Künstlerin wie auf der in Tentet-Besetzung realisierten Aufnahme-Session „Happy Song“ die Klarinette ein. Bei der Menge an ausgezeichneten Saxofonisten macht das Sinn, zumal die Anzahl an Klarinetten, die wie Cohen mit einer vergleichbaren stilistischen Vielfältigkeit punkten können – angefangen bei Jazz, Klezmer und Musik aus anderen Kulturen –, überschaubar ist.

Bei einem Tonumfang von über dreieinhalb Oktaven einen ausgeglichenen Klang zu kreieren, den Cohen offenbar mühelos schafft, ist nicht gerade einfach. Außerdem beherrscht die Klarinetistin die Kunst, die Klangwirkung ihres Instruments dramaturgisch geschickt einzusetzen. Das demonstriert sie überzeugend im Albumtitel, dessen heitere Motivfolgen von der Mittellage in triumphierende Höhen emporschnellen. In „Oh Baby“, einer beliebten Oldtime- und Swing-Nummer, erinnert ihre Phrasierung beim Einstieg an Benny Goodman, den „King Of Swing“. In Cohens Suite „Anat's Doina“ verbinden sich über eine perkussive Akkordeon-Begleitung schwebende traditionelle Klezmer-Sounds mit tiefschwarzem Blues, den die grollenden Töne des Posaunisten Nick Finzer und die Chorusse des Baritonsaxofonisten Owen Broder bekräftigen.

Im dritten Part der Suite „Foile-Shtik“ wird die melancholische Stimmung durch Cohens fröhlichen Klarinetteneinsatz weggefeht. „Kenedougou Foly“, ein Stück des aus Mali stammenden Balafon-Spielers Neba Solo, das Cohen angefeuert von packenden Bläsaussätzen und African-Beats interpretiert, beschreibt einmal mehr ihr universelles Musikverständnis.

Gerd Filtgen



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

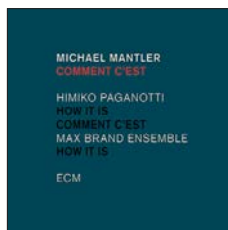
Ron Miles: I Am A Man; Ron Miles (co), Jason Moran (p), Bill Frisell (g), Thomas Morgan (b), Brian Blade (dr); Yellowbird/Soulfood

Sozialkritische Statements auf Plattenhüllen sind äußerst rar. Das Coverfoto von „Crisis“, einer Aufnahme des Altsaxofonisten Ornette Coleman, wies mit der brennenden „Bill Of Rights“ gegen Ende der Sechzigerjahre auf den bedrohten inneren Frieden in den USA Jahre hin. Bei einem Marsch der Bürgerrechtsbewegung in Memphis 1968 trugen viele schwarze US-Bürger das Schild „I’m A Man“, um auch auf ihre katastrophalen Arbeitsbedingungen hinzuweisen. Dieses Motiv verwendete der bildende Künstler Glenn Ligon rund zwanzig Jahre später für seine gleichnamige Textmalerei. Davon fertigte er später ein Diptychon-Artwork an, das jetzt als Cover von Ron Miles’ aktueller Platte verwendet wurde.

Der Kornettist mit dem unverkennbaren Sound hat in Denver eine Professur an der Universität. Angesichts des Zusammenhangs zwischen den Rassenkonflikten in der Vergangenheit mit der gegenwärtigen Situation versäumt er es in seinen Vorlesungen nicht, auf Missstände hinzuweisen. Die sieben Originals von „I Am A Man“, die er mit einem exquisit besetzten Ensemble umsetzt, sind ein Appell für eine gerechtere Welt, die er wie aus einem musikalischen Fantasiebaukasten aus melodischen Elementen errichtet.

In „Darken My Door“ führt Jason Morans mysteriös klingende Pianoexkursion zu Bill Frisells unisono mit dem Leader gespielten Thema, wobei im weiteren Ablauf der unverkennbare Sound des Gitarristen dessen Choruse untermalt. In „The Gift That Keeps On Giving“ gründiert Miles seine Improvisation mit tiefen Tönen, die Moran und Frisell zu swingenden Soli animieren, die der Bassist Thomas Morgan in seinem ruhig geerdeten Beitrag kommentiert. In jedem Thema, sogar in dem kurzen freien Diskurs des Kornettisten in „Revolutionary Congregation“, wird die Schönheit eines komplexen musikalischen Universums definiert.

Gerd Filtgen



Musik

★★★★★

Klang

★★★★★

Michael Mantler: Comment C’est; Himiko Paganotti (voc), Michael Mantler (tp), David Helbeck (p), Max Brand Ensemble, Christoph Cech (cond); ECM/Universal

Nur wenige europäische Musiker hatten einen derart gewaltigen Einfluss auf die Entwicklung der Improvisationskunst wie der 1943 in Wien geborene Trompeter Michael Mantler. Dass der heute in Kopenhagen lebende Komponist als „Meikel Mäntlär“ eine Legende ist, hat seine Wurzeln in den 60er-Jahren, wo er in New York etwa mit Cecil Taylor arbeitete, 1968 die Jazz Composer’s Orchestra Association (JCOA) gründete und viele Jahre lang als engagierter Aktivist, u. a. mit eigenem Label (WATT), die Arbeitsbedingungen improvisierender Musiker zu verbessern trachtete. Schon damals zeigte Mantler großes Interesse an der Synthese von avancierten Sounds mit lyrischen Texten, etwa von Samuel Beckett und Harold Pinter, für die er Jazz mit Rock-Elementen und zeitgenössischer Kammermusik verband.

An diese Traditionen knüpft nun „Comment C’est“ an, wo der 74-Jährige das alte Spiel der Vernichtung und Verdichtung seines Materials wieder zu hypnotischer Perfektion treibt. Diesmal jedoch mit Texten aus eigener Feder in französischer Sprache, die schonungslos die politischen Ungeheuerlichkeiten unserer Zeit benennen. Ein bewegender Song-Zyklus, den Himiko Paganotti (u. a. ehemalige Vokalistin der Kultband Magma) mit getragen-intensiver Diktion zu kunstvollen, raffiniert instrumentierten Klangbildern vorträgt. Da paaren sich das österreichische Max Brand Ensemble für Neue Musik unter der Leitung von Christoph Cech, vibrierende Streicherpassagen mit delikaten Woodwinds, setzen Vibra- und Marimabafon sowie David Helbrock am Piano zarte Farbtupfer, wozu Michael Mantler diskret seine scharf akzentuierte Trompete setzt. Zeitgenössische Kammermusik jenseits aller Jazz-Schubladen, atemberaubend emotional und unendlich tiefgründig.

Sven Thielman



Musik

★★★

Klang

★★★

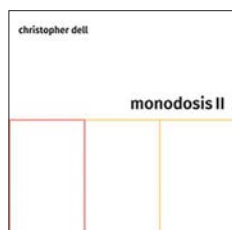
Acher/Enders/Oestreicher/Curtis: Brookland Suite; Johannes Enders (ts), Dan Oestreicher (barit-sax), Micha Acher (sousaphon), Howard Curtis (dr); Enja yellowbird

Sie brachten Weilheim in Oberbayern auf die Landkarte der Popmusik: Micha und Markus Acher. „Es war eine so kleine, langweilige Stadt, dass wir nach Musik von irgendwoher lechzten, die sie etwas größer erscheinen ließ“, erinnert sich Micha Acher. Im Internet steht unter Weilheim – Famous People ihre Band: The Notwist. Und der Hinweis, dass der Fußballer Thomas Müller aus der Gegend kommt. Weilheim hat etwas mehr als 20.000 Einwohner und liegt am südlichen Rand der Republik.

„Wir sehen uns eigentlich nicht als Erfinder von irgendetwas. Wir haben einfach vermischt, was uns gefallen hat und für was wir uns musikalisch interessiert haben. Das ist eigentlich die Grundvoraussetzung für jedes neue Stück: Dass unsere Klangvorstellung und unsere musikalischen Ideale da irgendwie reinkommen und widerspiegelt werden.“ So Micha Acher, der gerne „ganz alten Blues anhört, oder alten Reggae, viel Streichquartett-Zeug wie Béla Bartók, weil ich den Klang gut fand“.

Eines ihrer zahlreichen Projekte ist das Alien Ensemble: Mit Micha Acher (tp, perc, harmonium & banjo) und ihm zur Seite sechs weiteren Musikern entstanden zwei wunderbare CDs. „Gefesselt + gekitzelt“ heißt ein Musikerkollektiv, das vor über 20 Jahren zusammenfand: Tied + Tickled Trio; nicht unwesentlich auch hier das „entfesselte“ Saxofonspiel von Johannes Enders, unter Live-Bedingungen aufgenommen. Die Dixieland-Band des Vaters hatte die Acher-Brüder sehr beeinflusst, und sie spielten mit ihm so lange, dass sie das Zeug aus New Orleans halb im Schlaf konnten. Französische Filmmusik der 70er-Jahre, Psychedelic Rock, doch vor allem Blasmusik: Micha Acher pumpt krachlederne Riffs aus einem Sousafon in wundervoller Stimmverteilung mit dem Freundeskreis.

Karl Lippegaus



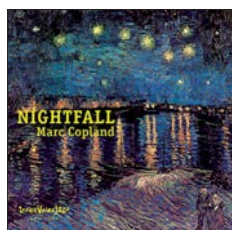
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Christopher Dell: monodosis II; Christopher Dell (vib); reihe neue zeit/edition niehler werft

Mutige Alleingänge eines Vibrafonisten, der auch noch vieles andere tut als nur inspiriert klöppeln, ein Meister auf vielen Wissensgebieten mit spärlichem Album-Output. Die erste Solo-CD, vibes only, hieß (erraten) „monodosis“ und kam 2005 heraus, war vielleicht weniger virtuos (mit bis zu vier Klöppeln), in jedem Fall aber entspannter als diese zweite CD aus der „reihe neue zeit“. Ja, designmäßig sind wir wieder bei der edition suhrkamp gelandet, aber das war bei Christopher Dell ja schon immer so. Die Folge II der Monodosen enthält eine starke Dosis, viel Abstraktes in Form von 23 Darbietungen, alle schön durchnummeriert nach ihrer Entstehung sowie auf dem Backcover als „monodosis II fond“ aufgelistet. Hier nun die erste Überraschung: Den Fond 23 gibt's nicht, dafür einen Fond 24. Und, siehe da, die Gesamtspieldauer aller „monodosis II fond“(s) beträgt satte 71:55 Minuten.

Wir lieben sehr (fast) alles von Milt Jackson, Gary Burton, Red Norvo, Walt Dickerson, Dave Pike, Gunter Hampel und Warren Smith (auf Alben von Muhal Richard Abrams), die großen Vibes-Spieler nach Lionel Hampton. Nun also die „monodosis II“ mit Christopher Dell – vergessen wir für einen Moment seine Bert-Kaempfert-Platte von 2007, es gab auch schöne Ambient-Music („Salzau on the Water“). Da hatte er längst sein Berklee-School-Studium hinter sich, das im „Gary Burton Jazz Award“ gipfelte. Die Dell'sche Website präsentiert eine stolze Liste weiterer Preise und Ehrungen nebst Fernreisen fürs Goethe Institut, das Engagement für Psychologie und Architektur usw. Wie leuchtende Verkehrsströme im Zeitraffer huschen die Töne vorbei, das kennt man aus vielen Filmen, Inseln der Ruhe sind etwas selten, insgesamt etwas mo-no-ton.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

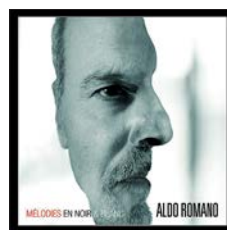
Marc Copland: Nightfall; Marc Copland (p); InnerVoice Jazz

Gemessen an Marc Coplands diskografischem Output, der gut drei Dutzend CDs als Leader umfasst, sind Soloalben von ihm vergleichsweise selten. Dieses ist das vierte, das vorige erschien vor acht Jahren. 2015 gründete der Pianist ein eigenes Label, auf dem er seine Veröffentlichungsfrequenz offenbar noch zu steigern sucht. Nach zwei Quartettscheiben, deren Titel „Zenith“ und „Better by Far“ nicht im Mindesten übertrieben sind, setzt er sich jetzt mal wieder allein ans Klavier.

Den Albumtitel „Nightfall“ flankiert sinnfällig eine Reproduktion von van Goghs „Sternennacht über der Rhone“ auf dem Cover. Damit ist die Stimmung gesetzt, und Copland versteht sie über die gesamte Strecke zu halten: getupfte Töne, transparente Akkorde, pastellene Klänge, Farben so subtil abgestuft wie das Blau und Gelb bei van Gogh, durchgängig langsame bis mittlere Tempi. Das strahlt eine Ruhe aus, wie sie nächtlichen Stunden gut ansteht. Das Titelstück, das sich um einen Orgelpunkt im mittleren Register rankt, ist wie eine klingende Interpretation des Gemäldes.

Implizit aber dreht sich das Album um Bill Evans und seine Folgen. Stammen doch sämtliche Fremdkompositionen von Musikern, die diesem verpflichtet und zugleich mit Copland verbunden sind (bzw. waren). Die Gitarristen Ralph Towner und John Abercrombie sowie Bassist Gary Peacock: lauter alte Gefährten, mit denen Copland schon verschiedentlich auch ins Evans-Repertoire griff. Die Scheibe beginnt mit dem Klassiker „Jade Visions“ von Scott LaFaro, dem Bassisten des Evans-Trios von 1959 bis 1961. Das Stück war brandneu und zugleich das letzte, welches das Trio gemeinsam spielte, nämlich beim legendär gewordenen „Sunday at the Village Vanguard“. Zwei Wochen später verunglückte LaFaro tödlich. „Jade Visions“ wurde zum Epitaph für ihn und das Trio. Wie meint Copland: „Das Stück ist ganz schön heavy“.

Berthold Klostermann



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Aldo Romano: Mélodies en noir et blanc; Aldo Romano (dr, voc), Michel Benita (b), Dino Rubino (p); le triton

An einen Krimi aus den 50er-Jahren dachte der heute 76-jährige italofranzösische Hipster Aldo Romano, als er nach dem neuen Albumtitel fahndete. „Un peu de nostalgie“ wollte er sich gönnen – wobei diese „Sehnsucht“, speziell wenn der Jazzdrummer an seine Pariser Jugend denkt, weniger kitschig rüberkommt als im Deutschen, vielmehr ein sehr reales Bedürfnis ist: Ricorda ti, erinnere dich – wie Nanni Moretti seinen selbstgespielten „Helden“ in „Palombella rossa“ beim Wasserball-Match ständig murmeln lässt. Das Schwarz-Weiß-Kino regte die kollektiven Fantasien an, was Romano darauf brachte, mal wieder die Rolle einzunehmen, die er in den 60er Jahren im Keith Jarrett Trio praktiziert hatte.

Das Motto von einst schrieb sich auch dieses neue Trio auf die Fahnen: unsentimental gefühlvoll zu sein. In ihm hören wir Aldos neueste Entdeckung aus dem Land der Väter: den Pianisten Dino Rubino, von dessen Touch der Drummer zu Recht schwärmt. Am Bass der seit Jahrzehnten vertraute Sound Michel Benitas aus ihrem Quartett Palatino, das seiner Zeit stets voraus war. „Die Zeit vergeht, die Musik bleibt, zeitlos.“ So nochmal Aldo Romano aus seinem Covertext zitiert. Hinweis: Liebe Buchverlage, macht doch mal ein Kochbuch weniger und bringt seine absolut lesenswerten Memoiren auf Deutsch heraus: „Ne joue pas fort, joue loin“ (Spiel nicht laut, spiel weit, 2015). Für diese CD kramte Monsieur Romano „in den hinteren Ecken der Schublade“, wie der Franzose sagt, und dabei heraus kam kein aufgewärmtes „pot-au-feu“, sondern „un métissage reussi“ – eine gelungene Mischung „wie die schwarzen und weißen Tasten des Klaviers“. Le Triton ist der Name eines bekannten Jazzclubs an der Pariser Peripherie (Metrostation: Mairie des Lilas), dem auch ein Plattenlabel angegliedert ist.

Karl Lippegaus



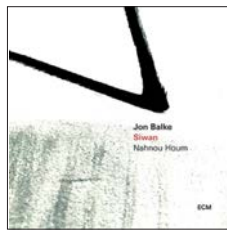
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Mario Rom's Interzone: Truth Is Simple To Consume; Mario Rom (tp), Lukas Kranzelbinder (b), Herbert Pirker (dr); Traumton/Indigo

Was ist Wahrheit? Ein prickelndes Vergnügen, wenn sie einem so eindrucksvoll wie von Mario Rom's Interzone auf „Truth Is Simple To Consume“ nahegebracht wird. Eingängig, geradlinig und dennoch anspruchsvoll. Dabei muss man es dem 27-jährigen Trompeter hoch anrechnen, dass er in Post-Miles-Zeiten komplett ohne elektronische Effekte auskommt und stattdessen mit beachtlichem technischen Vermögen ein ganz natürliches High-Note-Horn bläst. Ohne den lodernden Irrwitz eines Thomas Gansch – neben Ralph Alessi einer seiner Lehrer nach langem Studium klassischer Trompete in Wien –, dafür aber mit oft angerautem, dennoch vibratolosem Ton von kerniger Erdigkeit und in weit gespannten Melodielinien, die auch ohne nervenfetzende Spitzen oder ekstatische Feuerstöße in den allerhöchsten Registern einen intensiven Charme versprühen. Was umso faszinierender ist, als es schwerfällt, den im österreichischen Gesäße geborenen Bläser in der Jazzhistorie zu verorten – er macht halt längst sein eigenes Ding mit zwei kongenialen Partnern, die gemeinsam mit ihm meist temporeich grooven („Freedom Of Thought“), aber auch genüsslich in Zeit und Raum bluesig schwelgen („Black Lodge“).

Lukas Kranzelbinder, geboren 1988 in Klagenfurt und hierzulande tätig als Bassist von Tobias Hoffmanns „Expressway Sketches“, pulst feine Pattern quer durch alle Lagen, die zusammen mit den vertrackt-knackigen Beats von Herbert Pirker (* 1981), auch bekannt als Drummer von David Helbock, für fabelhaft vielschichtig strukturierte Texturen unter Mario Roms hypnotischem Horn sorgen. „Everything Is Permitted“ hieß das Vorgängeralbum dieses österreichischen Wunder-Trios, und dieser Impetus führt auf den zehn Tracks der neuen Scheibe zu einer organischen Dichte, Vertrautheit und Intensität, der man sich weder entziehen kann noch will.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Jon Balke: Siwan – Nahnou Houm; Mona Boutchebak (voc), Derya Turkan (kemençe), Helge Norbakken (perc), Pedram Khavar Zamini (tumbak), Jon Balke (keyb), Barocksolstene, Ltg. Bjarte Eike; ECM/Universal

Vor zehn Jahren brachte der norwegische Pianist und Komponist Jon Balke erstmals Musiker aus Jazz, Folk und Barock zusammen, um seinem lebhaften Interesse an Al Andalus Ausdruck zu geben. 2009 wurde Balkes CD „Siwan“ mit dem Preis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet. Jetzt folgt mit „Nahnou Houm“ eine Fortsetzung, die wieder mit dem Begriff „Convivencia“ arbeitet; damit verband man einst von Toulouse bis nach Gibraltar und Marokko das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen – was die maurisch-andalusische Epoche so besonders auszeichnete und auch Jon Balke anspricht. In der Sängerin und Musikwissenschaftlerin Amina Alaoui hatte er 2007 zusammen mit dem Ensemble Barocksolisten, das seine Band verstärkte, eine historische Fiktion in die klingende Tat umgesetzt.

Durch eine weit in die Vergangenheit ausholende musikalische Geste antwortet Jon Balke den durch islamischen Terror Traumatisierten mit einer Musikbotschaft der Toleranz: „Nahnou Houm“, der Titel des zweiten Siwan-Albums heißt übersetzt: „Wir sind sie“. Diesmal von der betörenden jungen Sängerin Mona Boutchebak begleitet, die sowohl die Traditionen kennt als auch zu improvisieren versteht, bewegt sich Balke mit dreizehn Musikern des Ensembles Siwan von Toledo über Marokko bis in die Türkei – von dort stammt das Kamantcheh, die Stechfiedel, gespielt von Derya Turkan.

Für Jon Balke ist Siwan immer eine Utopie gewesen: Was wäre gewesen, wenn es die drei großen monotheistischen Religionen geschafft hätten, sich über den Fall von Al Andalus „convivencial“ einvernehmlich hinwegzusetzen? „Nahnou Houm“ enthüllt mit jedem Hören neue, ungeahnte Facetten einer frei assoziierten „mediterranen Fantasie“, die an vielen Orten situiert scheinbar disparate Genres wie Barockmusik, arabische Vokalkunst und Jazz miteinander mischt.

Karl Lippegaus



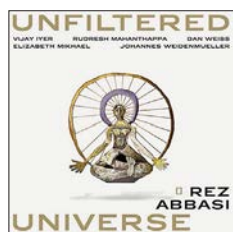
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Élodie Pasquier: Mona; Élodie Pasquier (comp, b-cl, Bb-cl), Frédéric Roudet (tp, fl-h), Hilmar Jensson (g, effects), Teun Verbruggen (dr, perc, effects), Romain Dugelay (btn sax, ts, elec); SPPF/Socadisc

Auch im Jazz von heute haben die Leute an den Reglern, Knöpfen und der Maus wichtigen Anteil am Gelingen eines Studioalbums (frz.: sage femme=Hebamme). Mit Gérard de Haro, Philippe Teissier du Cros, Gilles Olivesi und in diesem Falle Boris Darley haben erfinderische Köpfe wie die Klarinettistin Élodie Pasquier, die mit „Mona“ eines der interessantesten französischen Alben der letzten Jahre vorlegt, auch die richtigen Partner. Faszination an „Mona“ ist eben auch, wie vortrefflich das Album dank Boris Darley aus den Boxen kommt: Élodie Pasquier und das uralte Spiel, deine Aufmerksamkeit zu gewinnen in dieser düsteren Zeit. Ah, la séduction.

Auch über die Covergestaltung ließen sich ein paar nette Sätze verlieren, viel wichtiger aber ist der Inhalt, dieser Punk-Electro-Hardcore-Ambient-Jazz anno 2017. Ihr Publikum erkennt Élodies ersten Ton aus ihrer Klarinette: Das kann nur sie sein. Fast ein Jahrzehnt war sie mit den Bands Bruno Tocannes und Jean-Marie Machados unterwegs, plötzlich hat sie die Hauptrolle, nach einem etwas sperrigen Vorgängeralbum, das im Duo beim selben Label aus Limoges entstand. Jetzt ist sie für „Mona“ die Bandleaderin, die Rolle passt ihr wie ein Handschuh, ihre zusammengewürfelte Formation erzeugt raue Ungeschliffenheit, ihren hölzernen Ton zur vollen Geltung bringend. „Luz“ ist über zwölf Minuten lang fragile Harmonie und erinnert anfangs an Gavin Bryars' „The Sinking of the Titanic“, bald aber hagelt es in diese Idylle, aber wie. Am allerwenigsten bräuchte man dazu noch Bilder oder Worte. „Mona“ geht durch viele Stimmungen, aber nie kippt es um, es bleibt luzide und sensibel auf Zeitströmungen reagierende neue Musik. Und bitte nicht stören an Überschriften wie „Like a melted cheese“.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Rez Abbasi: Unfiltered Universe; Rez Abbasi (g), Rudresh Mahanthappa (as), Vijay Iyer (p), Johannes Weidenmueller (b), Dan Weiss (dr), Elizabeth Mikhael (cello); Whirlwind

„Unfiltered Universe“ sei dem Action Painting von Jackson Pollock nachempfunden, erläutert Rez Abbasi. „Ich wollte die Einflüsse auf die Leinwände prallen und sie so zu mir sprechen lassen, statt mit einer vorgefertigten Idee anzukommen. Ich strebte nach der Essenz und Energie, die ich spürte, wenn ich mit karnatischen Musikern und Tänzern arbeitete, und das sollte sich mit allem Früheren vermischen.“ Als Junge hatte Abbasi, Jahrgang 1965, einmal live den Gitarristen Joe Pass mit Ella Fitzgerald erlebt, da war er schon in Rockbands aktiv, und entschied sich für den Jazz. Als Vierjähriger kam er mit seinen Eltern aus Karachi/Pakistan in die USA, wuchs in Südkalifornien auf und studierte an der Manhattan School of Music. Bereits ab dem ersten Album „Third Ear“ (1995) umgab er sich mit erstklassigen Leuten (Marc Johnson, John Hébert, Peter Erskine...), und mit „Things To Come“ (Sunnyside, 2009) baute er seinen Status aus.

Im riesigen Spektrum der Musik Pakistans und Indiens fand Rez Abbasi aus der Ferne „seinen“ Jazz – besonders, als er der „Indo-Pak Coalition“ des Altsaxofonisten Rudhresh Mahanthappa beitrug. Die polyrhythmischen Ideen zeugen von intensiver Beschäftigung mit westafrikanischer und südasiatischer Musik, und mit Vijay Iyer am Klavier sind alle Akteure so vertraut, dass sie nach Abbasis Vorstellung spontan à la Jackson Pollock sein können, der viel lieber älteren Jazz mochte als den Gegenwartsjazz. Nach zwei Alben für Enja 2012 und 2015 macht mit „Unfiltered Universe“ eine große Abbasi-Platte das Dutzend voll, auch wenn sie erst ab Track vier richtig in Fahrt kommen.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Ullmann/Potratz/Schaefer: Das Kondensat; Gebhard Ullmann (ts, ss, looper, sampler), Oliver Potratz (b., analog effects), Eric Schaefer (dr., modular synth.); WhyPlay-Jazz / NRW Vertrieb

Nüchterne Charaktere denken bei Kondensat vermutlich sofort in chemisch-physikalischen Kategorien. Liebhaber extraordinärer Tabakwaren dagegen schwelgen in Erinnerungen etwa an die wunderbare irische Zigarette „Sweet Afton“, die ihren Namen einem Gedicht des schottischen (!) Dichters Robert Burns verdankte. Und mit ihren Kondensatwerten selbst eine Gitanes alter Schule blass aussehen ließ – vom hocharomatischen Genuss ganz zu schweigen. Um Letzteren geht es natürlich bei den elf subtil ausdifferenzierten Klangabenteuern der drei Berliner Improvisationsartisten Gebhard Ullmann, Oliver Potratz und Eric Schaefer.

Was nicht nur bei Tracks wie dem hübsch irreführend genannten „Kitsch #2“ geradezu psychedelische Züge annimmt, wo sich ein schwebendes Tenorsaxofon, dem Ullmann zwischendurch feine Plopp-Akzente beigibt, mit fast schon Surf-mäßigem Bass-Geplinker und vibrierend-gestrichenen Cymbal-Sounds zu entrückend duftiger Ekstase mischt. Was in der Reprise des dritten Titels, „Ich atme Luft von anderen Planeten“, seine nahtlose Fortsetzung findet, nur dass nun Eric Schaefer am Modular Synthesizer an alte Elektronik-Zeiten gemahnende, flirrend-frickelige Muster unterlegt, aber auch aktuelle nordische Soundscapes beschwörenden Klangzauber. Liest sich nostalgisch, klingt aber mit seiner exzellent aufgenommenen Strahlkraft ausgesprochen frisch und vital. Dafür stehen sowohl Gebhard Ullmann, der über langjährige Erfahrung mit elektronisch modifizierten Blasinstrumenten verfügt, als auch Eric Schaefer, der von nuancierter Geräuschhaftigkeit bis High-Energy-Drumming alle Facetten zeitgenössischer Strukturentwicklung hier meisterlich serviert. Zusammen mit Oliver Potratz' variantenreichem Saitenzauber ergibt sich so ein schillerndes Kondensat, dessen würzige Ingredienzien süchtig machen.

Sven Thielmann



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Vincent Courtois: Bandes Originales; Vincent Courtois (cello), Daniel Erdmann (ts), Robin Fincker (cl, ts); La Buissonne

Der umtriebige Vincent Courtois liebt es, wie sein Mentor Louis Slavis die Orientierung und Gruppen zu wechseln. Für das La Buissonne-Label nahm er 2011 ein faszinierendes Soloalbum auf, „L'Imprévu“, um dann mit der CD „West“ auch als Bandleader zu reüssieren. Courtois hatte immer eine große Liebe für Fotografie und Kino. Wie der Cellist sich hier nun dem Thema Filmmusik nähert – mit einer Konzeption, die er vermutlich lange reifen ließ –, könnte als dritter Teil einer gelungenen Trilogie gelten.

Das Cover zur neuen CD „Bandes Originales“ nennt jeweils Titel, Komponisten und Regisseur: Es kommt eben immer darauf an, wie René Clement oder Alain Resnais mit der Musik umgingen. Es wurde kein „bunter Strauß bekannter Melodien“ oder „Das Schönste aus Woody-Allen-Filmen“, obwohl auch er bei diesen 14 Kinogängen auftaucht. In „Bandes Originales“ (übers.: Original Soundtrack) erzählen die drei, was ihnen beim Film widerfuhr, woraus jeweils ein neuer kleiner Hörfilm gedeiht. Nur ein Cello, eine Klarinette und zwei Tenorsaxofone – doch Klangfülle und Nuancen sind bestechend.

Die warmen Töne der Holzbläser hauchen das Cello an, das anfangs der französischen Gambenmusik aus dem Film „Die Siebente Saite“, der Zeit Sainte-Colombes und Marin Marais' genussvoll und asketisch zugleich frönt.

Nach einer kurzen Kollektivimprovisation zweimal Nino Rotas: zuerst in Pastelltönen, als Zweites eine Tarantella (im Süden Spaniens soll man sie stundenlang getanzt haben, um nach einem Spinnen- oder Skorpionsbiss das Gift auszuschwitzen!), verdunkelt sich die Szenerie in „Hiroshima Mon Amour“. Unter „Le Ballon Rouge“ tanzen die drei einen beknackten Walzer à la Django. Der am Stadtrand von Paris lebende Cellist Vincent Courtois fantasiert stimmungsvoll über „Paris qui dort“ von René Clair, und am Ende lässt er noch ausführlich Spielbergs „E.T.“ herumgeistern.

Karl Lippegaus



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Kinga Glyk: Dream; Kinga Glyk (b), Nitai Herschkovits (p, keyb), Tim Garland (sax, cl), Gregory Hutchinson (dr); Warner Music, CD, LP

Sie gilt derzeit als Paradebeispiel für einen Youtube-Star, der den Sprung in die „seriöse“ Plattenindustrie geschafft hat. Die gerade 20 Jahre alte Polin Kinga Glyk bearbeitet ihren Fender Jazz Bass oder wahlweise ihren Greco-Gibson-Nachbau derart virtuos und dabei melodios, dass ihr die Fans zu Füßen liegen.

Schon im Kindesalter stand sie vor der Stereoanlage ihres Vaters und imitierte Jaco Pastorius per Luftgitarre. Papa Irek Glyk ist nicht nur ihr großer Förderer, sondern auch ein großartiger Jazzdrummer, wie er auf Tour mit seinem Töchterlein eindrucksvoll unter Beweis stellt. Auf der gerade bei Warner erschienenen Platte wird er allerdings von Gregory Hutchinson ersetzt. Hinzu kommen Nitai Herschkovits (Piano) und Tim Garland (Saxofon und Klarinette). Ein Lineup, das offensichtlich aus Marketinggründen gewählt wurde, aber keinesfalls notwendig gewesen wäre, wie Kingas „Familienband“ (mit Freund Piotr Matusik am Piano) live demonstriert.

Sei's drum, „Dream“ ist ein erstaunlich reifes Werk, das die selbstbewusste Bassistin mit der ganzen Palette der Jaco-Klangfarben ausfüllt – schnarrende Slaptechnik, offene Saiten, Harmonien, Flageolett-Töne – alles da. Selbstverständlich fehlt auch nicht ihr Internet-Hit, Eric Claptons „Tears in Heaven“, bei dem sie den Jazz Bass zur vielstimmigen Gitarre macht. Da wird noch einiges kommen, hoffentlich ist dann der Papa mit von der Partie.

Reiner H. Nitschke



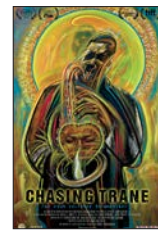
Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Sandro Roy: Souvenir de Paris; Sandro Roy (v), Jermaine Landsberger (p), Joel Locher (b), Guido May (dr); Gäste: Roby Lakatos (v), Marcel Loeffler (acc); Skip/Soulfood

Ein Gipsy – ja, aber Gipsy-Jazz? Für Sandro Roy ist diese Schublade zu eng. Der Augsburger Geiger ist Spross einer Sinti-Musikerdynastie und klassisch geschult. Wie nur wenige pendelt er zwischen den Genres, spielt heute ein Klassik-Recital, morgen einen Jazzig, und mitunter verbindet er beides zu einer Melange, die mehr ist als wohlfeiles Crossover. Das Debütalbum „Where I Come from“ war eine Kostprobe nicht nur seiner Virtuosität, sondern auch des Spektrums seiner musikalischen Einflüsse, die von Bach über Bossa und Czárdás bis zu Kammermusik und Standards reichen. Ein gewisser Gipsy-Touch ist allemal dabei, doch der findet eher im Schmelz des Geigentons Ausdruck als im Material oder der Instrumentierung.

Das aktuelle Album ist Paris gewidmet, gewinnt dementsprechend an „French touch“ – wie Richard Galliano sagen würde, aus dessen Feder „Waltz for Nicky“ stammt –, fällt unterm Strich aber auch jazziger aus als der Erstling. Statt mit gipsytypischer Stringband ging Roy mit dem Trio des ebenfalls aus einer Sinti-Familie stammenden Jermaine Landsberger ins Studio, der entgegen allen Klischees nicht Gitarre, sondern Klavier (und Hammond-Orgel) spielt. Stücke von Herbie Hancock, Michel Petrucciani, Michel Legend oder Roy selbst nimmt sich dieses Quartett als swingenden Modern Jazz vor, mit feinem, voll tönendem Geigenton zu vorteilhaft dienlicher Begleitung. Unmissverständlich „French“ wird es in Gallianos Musette-Walzer oder zwei Duetten, wenn Marcel Loeffler als Gast auf dem Knopfakkordeon einsteigt. Los geht's jedoch mit Bach-artigen Tönen, als Intro und Zwischenmarkierungen in Irving Berlins „Let's Face the Music and Dance“ eingebaut. Hierfür hat Roy den ungarischen Gipsygeiger Roby Lakatos ins Boot geholt, und sie liefern sich feurige Dialoge. So behält man die Gipsy-Tradition im Blick, ohne sie zu reproduzieren.

Berthold Klostermann



Musik/Inhalt
★★★★★
Klang
★★★★★
Bild
★★★★★

John Coltrane, Chasing Trane: The John Coltrane Documentary; Jimmy Heath, Benny Golson, Sonny Rollins, McCoy Tyner, Carlos Santana, Ravi Coltrane, Wynton Marsalis u. v. a.; Universal; DVD/Blu-ray

Streift man durch den Bonusteil, möchte man fragen, ob John Coltrane Blinde sehen, Lahme gehen lassen konnte. Auch der Film selbst grenzt hier und da an Heiligenverehrung, was Maler Rudy Gutierrez mit nimbusumflorten Bildern noch unterstützt. Da bleiben Saxofonkoloss Sonny Rollins oder Sax-Amateur Bill Clinton geradezu sachlich, wenn sie das „Genie Trane“ mit Bach, Beethoven, Picasso vergleichen. Rollins und McCoy Tyner fehlen mal die Worte, Benny Golson kämpft mit Tränen, Jimmy Heath singt das „Resolution“-Thema aus „Love Supreme“.

Zu Coltranes 50. Todesjahr hat Regisseur John Scheinfeld („The U.S. vs. John Lennon“ u. a.) eine illustre Schar Informanten versammelt, um der Persönlichkeit des großen Erneuerers und seiner Nachwirkung auf die Spur zu kommen – von einstigen Weggefährten bis zu heutigen Jüngern, von Familienmitgliedern bis zum Ex-Präsidenten. „Trane“ selbst, von dem es keine gesprochenen O-Töne gibt, leiht Denzel Washington seine nüchtern-klare Stimme in Statements, die aus den Liner-Notes von Platten oder aus Zeitschrifteninterviews stammen. Familienfotos, Amateurfilme, seltene Bilder und TV-Aufnahmen bieten viel unbekanntes Material, recht konventionell unterlegt mit Musik aus allen Phasen von Coltranes Karriere.

Einen Jazzfilm hatte Scheinfeld nicht im Sinn, und so erfährt man mehr über den Menschen, den Familienvater, den Junkie, seine spirituelle Erweckung und sein kosmisches Denken, den Pazifisten, den Suchenden, den Prediger von „Love“ und „Peace on Earth“, dessen Wurzeln in der schwarzen Kirche liegen, als darüber, was diesen innermusikalisch bewegte. Eindrucksvoll der Bericht über seinen Besuch in Nagasaki während der Japan-Tour, 1966. Kein Wort über „sheets of sound“ oder modalen Jazz, „Tranes“ Charisma und seine Bedeutung jedoch vermitteln sich dem Kenner wie dem Neuling.

Berthold Klostermann



Jaco-Adeptin: Kinga Glyk